



VON KIRSTEN WULF

Wir warten. Warten darauf, dass es aufhört zu regnen. Dass Pepe, der runde Indio mit Baseballkappe und Pausbäckchen, beschließt, er könne uns jetzt mit der Propellermaschine nach Llanchama-cocha bringen, ein 48-Seelen-Nest im Regenwald. Pepe hat Geduld. So ist das Leben hier, Gringos. Es regnet und dann kann man auf einer Graspiste nicht landen. Nicht mal Pepe, der einzige Pilot in Puyo, der noch nie abgestürzt ist.

Wir warten also einen weiteren Tag in Puyo. Das schmuddelige Tropenkaff ist der letzte Ort östlich der Anden, zu dem noch eine Art Straße führt. Dahinter dehnt sich der Oriente, das ecuadorianische Amazonas-Tiefland.

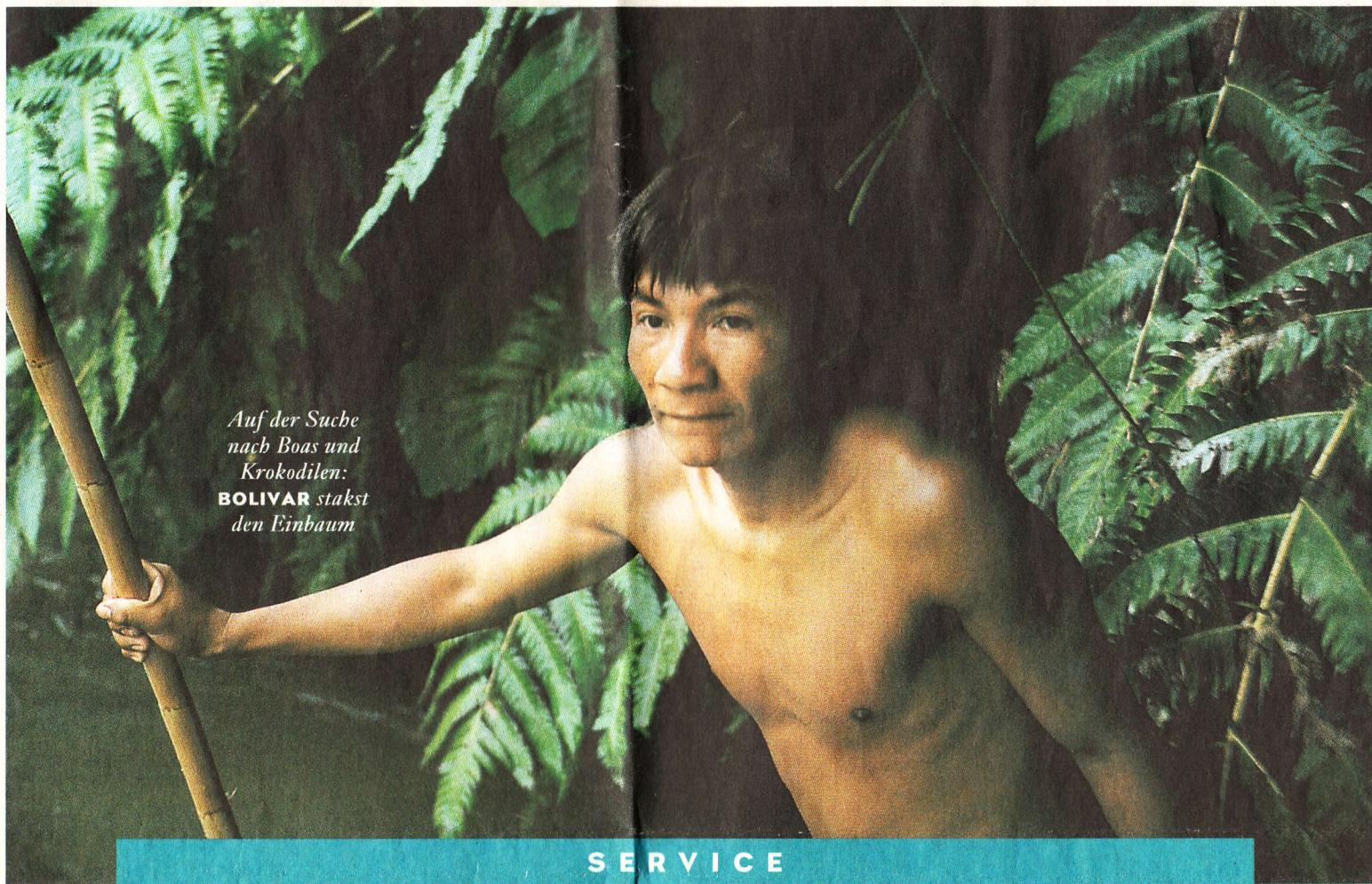
Am nächsten Morgen, um halb acht, sagt Pepe: „Okay“, und Stunden später schweben wir tatsächlich zwischen Himmelblau und Regenwaldgrün in der fünfsitzigen Propellermaschine. Unter uns nichts als Regenwald. Bis zum andern Ende des Kontinents.

Als die Maschine mit uns beiden ungeduldigen Gringos endlich gestartet ist, dürfte Susanne Schmall vom Deutschen Entwicklungsdienst (DED) erleichtert aufgeatmet haben. Wir gehören zu den ersten Gästen des Ökotourismus-Projektes in der Region Pastaza, das sie betreut. Ausflüge in den Regenwald gehören zwar schon seit Jahren zum touristischen Repertoire Ecuadors, meis-

Zu Besuch

im Regenwald

*Kein Komfort, aber viel Abenteuer:
Indios in ECUADOR wollen am Tourismus mitverdienen
und organisieren Fahrten in den Dschungel*



SERVICE

seit Generationen gehört. Sie kampierten mitten in Quito. Nie wieder will Ricardo dorthin, es stank, war laut und vor allem bitterkalt. Nach zehn Tagen erhielten die Indianer ihren Landtitel, zumindest über 1,2 Millionen Hektar.

Allerdings gehört ihnen das Land nur bis 30 Zentimeter unter der Oberfläche. Darunter wurde Öl gefunden. Natürlich versprechen die Konzerne Arbeitsplätze und Einkommen. Ricardo fragt schlicht: „Was sollen wir dann essen?“ Öl im Regenwald verseucht die Flüsse und das Trinkwasser, vergiftet die Tiere und Pflanzen.

„Es ist besser mit Touristen etwas Geld zu verdienen“, sagt Ricardo. „Die kommen und gucken nur.“

Wir übernachten im Wald unter einem palmgedeckten Pfahlbau ohne Wände. Das aufgekratzte Flöten und Pfeifen der Dämmerung ist abgeklungen, der Wald atmet sein ruhiges Summen und als der Vollmond durch die Wipfel schimmert, wünscht Ricardo: „Buenas noches.“ Jetzt ist Nacht. Schlafenszeit. Ein verschämter Blick auf den Reisewecker: 19.15 Uhr.

Dunstschleier hängen über dem Wald, als wir am nächsten Tag die Lagune erreichen, ein gespenstisches Urwaldgemälde aus dumpfen Grüntönen, eingeraumt von dicht gewachsenen Baumriesen. Auf einem umgestürzten Stamm tasten wir uns ans Wasser. Und gucken: „Psst“, Ricardo streckt seinen Arm aus, „dort ...“ Ein Augenpaar gleitet über das Wasser. Und verschwindet. Wir verharren

tens allerdings werden sie von auswärtigen Reiseveranstaltern angeboten. Die indigenen Völker von Pastaza dagegen wollen den Tourismus selbst organisieren – und verständlicherweise auch selbst daran verdienen.

Mit Unterstützung des DED wurden vorerst nur in vier Gemeinden „Touristendorfer“ gebaut. Einfache Bambus-Hütten mit geflochtenen Palmdächern im traditionellen Bau- stil, allerdings mit Tischen, Bänken und Betten und einem Dusch- und Toilettenhäuschen. Die fünf Hütten für jeweils zwei Touristen liegen außer Hör- und Sichtweite der eigentlichen Dörfer. „In gegenseitigem Interesse“, hatte Susanne Schmall betont. Es gibt immer mal wieder Touristen, die ungebunden in fremde Häuser reinlaufen. „Und andererseits wollen die Gäste vielleicht auch mal ihre Ruhe haben.“

Wir haben vier Tage Alltag im Regenwald gebucht. „Ruhet euch aus“, sagt Ricardo. Der junge Indianer in Boxershorts hatte uns an der Graspiste erwartet und im Einbaum ein Stück flussabwärts zum „Touristendorf“ gebracht. „Ausrufen, wovon?“, fragen wir, die geschäftigen Gringos. „Ausrufen, bis die anderen kommen“, sagt Ricardo mit seiner weichen, ruhigen Stimme, die es besser weiß.

Wir schaukeln also in den Hängematten. Schweigend. Schauen uns an. Und lauschen. Auf den leise plätschernden Fluss, auf das Singen, Summen und Sirren des Waldes. Lassen uns einlullen von dieser Melodie in der schweren Tropenluft. Dann sagt Ricardo: „Früher gab es Gold im Fluss.“ Wenig, aber es reichte, um es in Puyo gegen Salz einzutauschen. Die frühere Salzstelle des Stammes liegt heute in Peru, das 1943 einen Teil des ecuadorianischen Regenwaldes annektierte. Für das Salz braucht die *comunidad* Einkünfte durch Tourismus, für Medikamente oder um in Notfällen das Flugzeug aus Puyo bezahlen zu können. Der Schamane heilt zwar mit den Kräften des Kosmos und den Kräutern aus dem Wald, aber bei einem Schlangenbiss in den

KONTAKT:

ATACAPI TOURS

9 de Octubre y Atahualpa, Antiguo Municipio, segundo piso, Puyo – Pastaza – Ecuador; Tel/Fax: 00593 / 3 / 88 38 75

ANREISE: Von Baños fahren zur Zeit nur montags Busse nach Puyo, weil die Straße asphaltiert wird. In der Gegenrichtung ist die Straße am Wochenende geöffnet. Von den vier Dörfern, die bislang Touristen empfangen, sind drei nur mit dem fünfsitzigen Propellerflugzeug zu erreichen. Der Flug wird insgesamt und nicht pro Person berechnet, wird also günstiger, je größer die Gruppe ist. Bei Regen kann es passieren, dass keine Flüge möglich sind, man sollte also zwei Tage Spielraum haben. Kosten: ca. 60 Dollar pro Tag und Person inklusive Flug, Unterkunft, Verpflegung, geführter Wanderungen und Kanutouren.



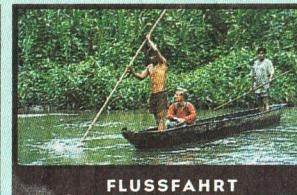
ANREISE PER FLUGZEUG



KOCHEN FÜR GRINGOS



HÄNGEMATTEN ZUM RUHEN



FLUSSFAHRT

auch Englisch, die Programme sind nach verschiedenen Schwierigkeitsgraden gestaffelt.

KONTAKT: CANODROS S.A.

Luis Urdaneta 1418 y Av. del Ejercito, P.O. Box 09-01-8442, Guayaquil, Ecuador; Tel: 00593 / 4 / 28 57 11, Fax: 00593 / 4 / 28 76 51 E-Mail: ecotourism1@canodros.com.ec Internet: <http://www.canodros.com>

Das KAPAWI-PROJECT ist ein ähnliches ökotouristisches Projekt im Regenwald, das der Stamm der Achuar mit Unterstützung eines ecuadorianischen Reiseveranstalters realisiert.

Die Unterkünfte sind komfortabler und mit Solarenergie ausgestattet, die Guides sprechen

noch ein wenig. Aber das war's mit der Krokodilshow. Der Weg war das Ziel.

Ricardo schultert das Gewehr, wiebelt leichtfüßig voran durch die Büsche und zwischen den Bäumen hindurch, Hügel auf und ab, quer durch das Labyrinth des Regenwaldes. Zwei, drei Stunden flussaufwärts, der Koch ist mit dem Einbaum schon vorgestakst. Irgendwo im Grün lässt uns Ricardo stehen: „Nicht weggehen!“ und verschwindet mit dem Gewehr im Wald. Wir warten. Vertrauen, dass Ricardo uns wiederfindet. Wie auch immer er das anstellen mag. Ein Schuss hallt, es knackt im Gebüsch und unser Guide hält ziemlich un-sentimental ein schlappes Federvieh in der Hand. Eigentlich jagten sie noch immer mit Blasrohren, versichert er, aber das Gift für die Pfeile sei gerade ausgegangen.

Weiter geht's. Die Luft ist dick, Moskitos sirren, Hosen und T-Shirts kleben auf der Haut. In Gummistiefeln – sie wurden neu angeschafft für das Tourismus-Projekt – glitschen wir durch den Matsch, stolpern über Wurzeln. Dies ist kein pädagogisch sinnvoller Naturlehrpfad. Dies ist überhaupt kein Pfad. Dies ist wahrhaftiger Regenwald. Nicht gerade der uns angepasste Lebensraum. Der einzige Weg ist der Fluss. Und als wir den endlich erreichen, sind wir zwei Feudel, die ohne Rücksicht auf Boas glücklich ins Wasser klatschen.

An diesem Abend hocken wir gemeinsam mit Ricardo, Bolívar und Eduardo am Feuer, essen geröstete Bananen, zupfen gemeinsam dem frisch gebratenen Federvieh das Fleisch von den Knochen und trinken Chicha – oder probieren sie zumindest.

Zwei Tage später: Wir warten. Seit Stunden. Auf den Propellerflieger. Mindestens hundert Mückenstiche jucken. Wir spazieren die Graspiste hoch und runter. Eigentlich sind es nur 60 Kilometer bis Puyo. Brummende Halluzinationen ... nein, fern grummelt nur ein Gewitter. Geduld, Gringos, so ist das Leben eben.

Kopfist selbst er hilflos. Und bis Puyo sind es acht Tage zu Fuß durch die grüne Wildnis. Acht Tage.

Das alles erzählt Ricardo, während wir in den Hängematten baumeln. Dann kommen seine Brüder und Cousins und während wir höflich lächelnd Moskitos von Armen und Beinen klatzen, beraten sie auf Zaparo, was mit uns zu tun ist. Es gibt kein festgelegtes Touristen-Programm, das abgespult wird. Schließlich teilt Ricardo uns mit: „Wir fahren im Einbaum zur Lagune und übernachten am Fluss.“ Mit von der dreitägigen Kanupartie flussabwärts sind Eduardo, der Koch, Bolívar, der meist stumm den Einbaum stakst, und Ricardo, der als Einziger auch Spanisch spricht.

Zwischen dicht gewachsenen grünen Wänden gleiten wir durch die engen Flusswindungen, ducken uns unter Gardinen aus Luftwurzeln, weichen umgestürzten Baumriesen aus, gucken Affen hinterher, die sich durch die Baumkronen hängeln, suchen nach Boas, die sich angeblich im Gestüpp am Flussrand verstecken. „Die meisten fressen nur Tiere“, sagt Ricardo gelassen, „bis auf die Schwarze Boa, die so

lang ist wie das Kanu. Die greift auch Menschen an.“ Ah ja. Er zeigt Baumfrüchte, deren Öl die Haare der Frauen fettet, und erzählt vom „Blut des Drachen“, vom Saft eines Baumes, der Wunden heilt. Und dort drüben, auf dem Waldhügel, lebe die Jungfrau im schwarzen Gewand mit dem bösen Geist. Die Schamanen warnen davor, sich dort aufzuhalten. Plötzlich erstarrt Ricardo, fixiert etwas im Wasser, springt mit gezücktem Speer hinein und taucht schnaubend wieder auf. Am Speer zappelt das Mittagessen.

Der Fisch wird gesalzen und gart in einem Bananenblatt über dem Feuer am Ufer. Unser Touri-Proviant wurde allerdings in Puyo eingekauft: Möhren, Reis, Zwiebeln, Eier, Tomaten, Paprika, Brot, Dosen mit Tunfisch. „Was ist Tunfisch? Ein Fisch?“, der Koch guckt verächtlich in die geöffnete Dose. „Der lebt aber nicht im Fluss.“ Nein, im Meer, sagen wir. „Und wo ist das Meer?“

Der Koch hat in seinem Vorbereitungskurs auf das Tourismusprojekt gelernt, wo die Schmerzgrenzen seiner zukünftigen Gäste in Sachen traditioneller Indianerküche liegen könnten,

dass sie mit Löffeln statt Fingern essen oder wahrscheinlich lieber Kaffee trinken statt Chicha: Dafür kauen die Frauen des Dorfes gemeinschaftlich Yuka durch, spucken es in einen Bottich, lassen die Masse gären und gießen sie nach fröhlestens zwei Tagen mit Wasser auf.

Am späten Nachmittag hocken wir an der Biegung des Flusses. Warten auf einen Fisch. Werfen Köder aus, lassen sie treiben und ziehen sie wieder ein. Ricardo fragt: „Wo ist das Land, aus dem ihr kommt? Dort, wo die Sonne aufgeht?“ Ungefähr, antworten wir, 14 Stunden mit dem Flugzeug entfernt. Ricardo zuckt zusammen.

Einmal in seinem Leben verließ der 24 Jahre alte Indianer seine Heimat und wanderte in zwei Wochen nach Quito, in die ecuadorianische Hauptstadt, die 3000 Meter hoch in den Anden liegt. Das war 1992, als die Indigenas aus der Region Pastaza aufbrachen, um von der Regierung einen offiziellen Titel für 2 Millionen Hektar Land zu fordern. Für den Wald, der sie ernährt und der ihnen ohnehin